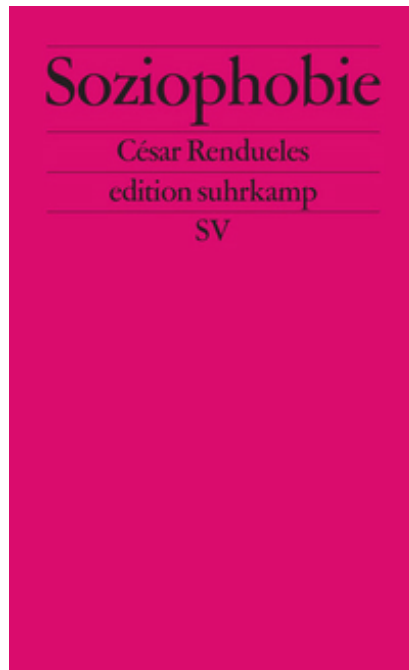


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Rendueles, César
Soziophobie

Politischer Wandel im Zeitalter der digitalen Utopie
Aus dem Spanischen von Raul Zelik

© Suhrkamp Verlag
edition suhrkamp 2690
978-3-518-12690-5

edition suhrkamp 2690

Früher gab es einen Marktplatz und einen Markttag – mittlerweile haben die Läden immer länger geöffnet, und der Kapitalismus kolonialisiert die letzte Pore der Lebenswelt. In einer von wachsender Ungleichheit geprägten Gegenwart setzen viele Linke ihre letzte Hoffnung in die sozialen Medien, eine Haltung, die César Rendueles als naiven »Cyberfetischismus« kritisiert. Mit einem Gespür für große historische Bögen und einem an Slavoj Žižek erinnernden Talent, aus popkulturellen Referenzen theoretische Funken zu schlagen, legt er dar, dass politischer Wandel nur möglich sein wird, wenn wir die Soziophobie, die Angst vor der Kooperation mit den anderen, überwinden.

César Rendueles, geboren 1975 in Girona, lehrt Soziologie an der Universidad Complutense de Madrid.

César Rendueles

Soziophobie

Politischer Wandel im Zeitalter
der digitalen Utopie

Aus dem Spanischen von Raul Zelik

Suhrkamp

Die spanische Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel *Sociofobia. El cambio político en la era de la utopía digital* im Verlag Editorial Capitán Swing (Madrid).

edition suhrkamp 2690

Erste Auflage 2015

Deutsche Erstausgabe

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2015

© César Rendueles 2013

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Umschlag gestaltet nach einem Konzept

von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-12690-5

Inhalt

<i>Ground Zero: Soziophobie</i>	7
Postapokalyptischer Kapitalismus	9
Das globale Panoptikum	24
Die Gegengeschichte	38
<i>I. Die digitale Utopie</i>	49
Cyberfetischismus	51
Die Utopie des Copyleft	91
Kooperation 2.0	121
<i>II. Nach dem Kapitalismus</i>	157
Emanzipation und gegenseitige Abhängigkeit	159
Institutionelle Vorstellungskraft	204
Coda: 1989	253

Ground Zero: Soziophobie

Postapokalyptischer Kapitalismus

Vater und Sohn irren über verlassene nordamerikanische Autobahnen. Seit Jahren ist hier kein Fahrzeug mehr unterwegs. Die Landschaft ist von einer schweren, schwarzen Ascheschicht überzogen, und hinter der Wolkendecke, aus der eisiger Schneeregen fällt, kaum die Sonne zu erahnen. Die Anstrengungen der beiden Hauptpersonen sind darauf gerichtet, Trinkwasser und Lebensmittel aufzutreiben, der Kälte standzuhalten, nicht krank zu werden. Sie sind allein. In dem wüsten Land überleben nur noch deformierte Reste menschlicher Gemeinschaften. Gelegentlich stoßen die zwei auf andere, kaum noch als Menschen erkennbare Wesen, die in raubenden, vergewaltigenden und mordenden Horden umherziehen. Kannibalismus ist eine stete Gefahr.

Das ist die Story von *Die Straße*, Cormac McCarthys dystopischem Roman über die Zukunft nach einer nuklearen Katastrophe. Auch wenn es kaum vorstellbar scheint, so herrschte im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts doch in weiten Teilen der Welt eine ähnliche Situation. Die zweite Hälfte des viktorianischen Zeitalters war charakterisiert durch das, was der Historiker Mike Davis in einem brillanten Essay als »Krise der globalen Subsistenz« bezeichnet hat: eine Katastrophe, der zwischen dreißig und fünfzig Millionen Menschen zum Opfer fielen und die doch in den meisten Geschichtsbüchern kaum Beachtung findet.

Damals starb in Folge von Jahrhundertdürren, Hungersnöten und anderen im Zusammenhang mit dem Niño-Phänomen stehenden Katastrophen eine gewaltige Zahl Menschen aufgrund von Unterernährung und Seuchen – die meisten

von ihnen in Indien, China und Brasilien, aber auch in anderen Weltregionen.¹

Von Kaschmir bis Shanxi, vom Mato Grosso bis nach Äthiopien verwandelte sich die Welt in einen Albtraum. Missionare – eine wichtige Quelle für Untersuchungen über Ereignisse in abgelegenen Regionen des Globus – schilderten entsetzliche Szenen. Die Menschen versuchten, sich von allem Möglichen zu ernähren: Blättern, Hunden, Ratten, Erde, den Dächern ihrer Häuser. Schließlich verspeisten sie auch Leichen und töteten am Ende gar ihre Nachbarn, um diese zu essen.

Tatsächlich war Anthrophagie nur ein weiterer Schritt und nicht notwendigerweise der letzte in einem Prozess der Zerrümmung von Gemeinwesen. In ausgedehnten Zonen zerfielen soziale Gefüge, als handle es sich bei ihnen um eine obsolet gewordene Fantasie. Tempelanlagen wurden als Brennholz verfeuert, Menschen verkauften ihre Angehörigen als Sklaven, Banditentum breitete sich aus ... Innerhalb weniger Jahre lösten sich jahrtausendealte Institutionen auf, fast ohne Spuren zu hinterlassen. Selbst die Landschaft schien einem apokalyptischen Szenario zu entstammen: Noch nie dagewesene Trockenheit verwandelte riesige Territorien in Wüsten, Heuschreckenplagen biblischen Ausmaßes vernichteten die wenigen noch nicht zerstörten Pflanzungen. Gelegentlich sorgte die Wüstenbildung für eine Art Ascheregen, der die Dürregebiete überzog.

Ein großer Teil des 19. Jahrhunderts verlief in Europa, zumindest im Vergleich zu der Epoche unmittelbar davor, relativ

¹ Vgl. Mike Davis, *Die Geburt der Dritten Welt. Hungerkatastrophen und Massenvernichtung im imperialistischen Zeitalter*, aus dem Englischen von Ingrid Scherf, Britta Grell und Jürgen Pelzer, Berlin/Hamburg/Göttingen: Assoziation A 2004 [2001].

friedlich. Doch in den vom Westen kolonisierten Ländern stellt sich die Lage weniger erfreulich dar. Zwischen 1885 und 1908 war der sogenannte Kongo-Freistaat – die spätere Demokratische Republik Kongo – wortwörtlich Privateigentum des belgischen Königs Leopold II., dessen Regiment Turbounternehmertum, Sklaverei und extreme Gewalt erbarungslos miteinander verband. Verschiedenen Schätzungen zufolge forderten diese zwei Jahrzehnte Kolonialherrschaft mindestens fünf, vielleicht sogar zehn Millionen Opfer. Das belgische Modell der Handelsausbeutung beruhte auf einem entfesselten Extraktivismus, im Zuge dessen die natürlichen Reichtümer des Landes geplündert wurden. Leopold II. versklavte die einheimische Bevölkerung per Dekret und unterwarf sie einem auf Massenmord sowie systematischer Folter beruhenden Terrorregime. Eine übliche Bestrafung für zu langsame Arbeiter war die Amputation und Zurschaustellung ihrer Hände.

Das von ökologischen Schwankungen ausgelöste Massensterben, von dem Mike Davis spricht, war keine direkte Folge des Imperialismus, sondern eher Rahmenbedingung und später auch Nebenprodukt von dessen Entfaltung. Die Großmächte des 19. Jahrhunderts nutzten die von den Klimakatastrophen hervorgerufene materielle Not, um die imperiale Expansion zu beschleunigen und zu intensivieren. In einem Großteil der Welt wurde der Kapitalismus mit militärischen Interventionen durchgesetzt. Die Menschheit war niemals zuvor Zeuge einer Kolonisierung dieses Ausmaßes und dieser Geschwindigkeit gewesen. Zwischen 1875 und dem Ersten Weltkrieg wurde ein Viertel der weltweiten Landfläche unter einer Handvoll europäischer Staaten, den USA und Japan aufgeteilt: Großbritannien vergrößerte seinen Besitz um zehn Millionen Quadratkilometer (was der Fläche ganz Europas

entspricht), Frankreich um knapp neun Millionen, Deutschland um etwa zweieinhalb.²

In den Metropolen wurden umfangreiche Pläne entwickelt, um die lokalen Institutionen in den in Besitz genommenen Gebieten zu eliminieren. Jahrhundertalte Gemeinwesen wurden innerhalb weniger Jahre förmlich in die Luft gesprengt. Dabei handelte es sich um ein unsystematisches und häufig plumpes, letztlich aber effizientes Vorgehen, durch das neue, mithilfe eines modernen ökonomischen, politischen und militärischen Apparats kontrollierbare Abhängigkeitsbeziehungen implementiert werden sollten. Die großen ökologischen Katastrophen verschafften dieser Initiative moralische Rückendeckung. Diese Länder seien, so hieß es unter den kultivierten Europäern, Opfer ihrer Rückständigkeit. Die vom europäischen Vormund erzwungene Modernisierung sei, so schmerzhaft sie sich auch darstellen möge, letztlich zum Nutzen der Kolonisierten. 1853 verteidigte Karl Marx diesen Standpunkt in einem Artikel mit dem Titel »Die britische Herrschaft in Indien« entschieden:

Sosehr es nun auch dem menschlichen Empfinden widerstreben mag, Zeuge zu sein, wie Myriaden betriebsamer patriarchalischer und harmloser sozialer Organisationen zerrüttet und in ihre Einheiten aufgelöst werden [...], so dürfen wir doch darüber nicht vergessen, daß diese idyllischen Dorfgemeinschaften, so harmlos sie auch aussehen mögen, seit jeher die feste Grundlage des orientalischen Despotismus gebildet haben, daß sie den menschlichen Geist auf den denkbar engsten Gesichtskreis beschränkten, ihn zum gefügigen Werkzeug des Aberglaubens, zum unterwürfigen Sklaven traditioneller Regeln machten und ihn jeglicher Größe und geschichtlicher Energien beraubten. [...]

2 Eric Hobsbawm, *Das imperiale Zeitalter. 1875-1914*, aus dem Englischen von Udo Rennert, Frankfurt am Main/New York: Campus 1989 [1987], S. 82.

Gewiß war schnödeste Eigennutz die einzige Triebfeder Englands, als es eine soziale Revolution in Indien auslöste, und die Art, wie es seine Interessen durchsetzte, war stupid. Aber nicht das ist hier die Frage. Die Frage ist, ob die Menschheit ihre Bestimmung erfüllen kann ohne radikale Revolutionierung der sozialen Verhältnisse in Asien. Wenn nicht, so war England, welche Verbrechen es auch begangen haben mag, doch das unbewußte Werkzeug der Geschichte, indem es diese Revolution zuwege brachte.

Dann haben wir, so erschütternd das Schauspiel des Zerfalls einer alten Welt für unser persönliches Empfinden auch sein mag, vor der Geschichte das Recht, mit Goethe auszurufen: »Sollte diese Qual uns quälen / Da sie unsre Lust vermehrt; / Hat nicht Myriaden Seelen / Timurs Herrschaft aufgezehrt?«³

Die Realität jedoch ist weitaus komplizierter. Historisch betrachtet, ist das Alte gewöhnlich nicht Synonym für Fragilität, sondern eher für Robustheit. Den traditionellen Systemen war es in der Vergangenheit oft recht effizient gelungen, die Folgen der in regelmäßigen Abständen vom Niño-Phänomen ausgelösten Wetterereignisse einzudämmen. Es wurden rudimentäre Versorgungssysteme aufgebaut, dank deren die Sterblichkeitsrate erheblich sank. Im schlimmsten Fall trugen sie zum Wiederaufbau der Gemeinschaft nach der Naturkatastrophe bei. Die Zerstörung dieser Schutzmechanismen ließ ganze Kontinente angesichts sozialer und materieller Desaster wehrlos zurück. In den Worten von Mike Davis: »Millionen verstarben nicht außerhalb des ›modernen Weltsystems‹, sondern im Zuge des Prozesses, der sie zwang, sich den ökonomischen und politischen Strukturen anzupassen. Sie starben im goldenen Zeitalter des liberalen Kapitalismus.«⁴

3 Karl Marx, »Die britische Herrschaft in Indien« [1853], in: Karl Marx und Friedrich Engels, *Werke* (= MEW), herausgegeben vom Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED, Bd. 9, Berlin: Dietz 1960, S. 127-133, S. 132f.

4 Davis, *Die Geburt der Dritten Welt*, a. a. O., S. 18.

Mit den Großkatastrophen des viktorianischen Zeitalters setzten sich jene globalen Sozialbeziehungen durch, die wir heute kennen. Sie sind das Modell globaler Ungleichheit. Einer relativ begrenzten sozialen Ungleichheit in den Zentren der Weltökonomie (größer in den USA, kleiner in Norwegen) stehen die nur entfernt an menschliches Leben erinnernden Existenzbedingungen eines Drittels der Weltbevölkerung gegenüber.

Im Westen wurde mithilfe eines Ensembles von Institutionen, die wir bezeichnenderweise »soziale Sicherungssysteme« nennen, eine Schutzmauer gegen die Stürme des Marktes errichtet. Die paradoxe Konsequenz hiervon war, dass sich das Zentrum des »modernen Weltsystems« mit derselben Vehemenz gegen seine eigene Eingliederung in dieses System zur Wehr setzte, wie es genau das vom Rest der Welt verlangte. Dabei handelte es sich um einen Prozess, der mit Otto von Bismarck einsetzte, seinen Höhepunkt jedoch während des Kalten Kriegs erreichte. Der Gründungsmythos der sogenannten Wohlfahrtsstaaten besagt, dass sie auf der Grundlage von politischer Umsicht, gesellschaftlichem Konsens, Lernprozessen und Uneigennützigkeit aufgebaut wurden. Tatsächlich waren sie jedoch Bestandteil einer intelligenten, ehrgeizigen und von den USA entworfenen Strategie, mit der die Attraktivität des sowjetischen Systems in Europa verringert werden sollte. Der Rest der Menschheit – das heißt, ihr größter Teil – hatte weniger Glück. Die historischen Prozesse, die von den viktorianischen Holocausts eingeleitet wurden, schufen die Dritte Welt und bestimmten ihren Charakter.

Die globale Konsolidierung des Kapitalismus wäre ohne gewaltige Zerstörungen nicht zu erklären. Die Verwüstung traditioneller Institutionen konfigurierte ein Ökosystem, in dem heute Milliarden Menschen leben. Die Beziehung zwi-

schen dem geschaffenen Raum und den natürlichen Ressourcen entspricht in vielen Regionen unseres Planeten letztlich der, die man gewöhnlich nach Großkatastrophen vorfindet. Nachdem der Hurrikan Katrina 2005 über Louisiana hinweggezogen war, verbreitete sich unter den Sturmpfern von New Orleans der Slogan »Willkommen in der Dritten Welt«. Dabei handelte es sich weniger um ein ironisches Bonmot als vielmehr um eine korrekte Beschreibung der Realität.

Seit dem Ende des 20. Jahrhunderts leben zum ersten Mal in der Geschichte mehr Menschen in städtischen Ballungsräumen als auf dem Land. Für 2050 wird ein Verhältnis von siebenzig zu dreißig prognostiziert. Es ist irreführend, von einer Landflucht in die »Städte« zu sprechen. Unter den Experten ist das Ausmaß der Urbanisierung heute umstritten, weil sich die alte Idee der Stadt in Luft aufgelöst hat. Der sich gegenwärtig durchsetzende urbane Raum besteht aus diffusen, hyperverelendeten Siedlungen, die keine einzige jener Eigenschaften aufweisen, die wir normalerweise mit »Städten« assoziieren. Es handelt sich um Agglomerationen ohne klare Umrisse, Straßen, Wasser- und Stromversorgung oder auch nur Häuser im traditionellen Sinne. Das Problem lässt sich kaum überschätzen:

Der Anteil der Slumbewohner, die in den entwickelten Industrieländern nur sechs Prozent der Stadtbevölkerung ausmachen, liegt in den Städten der am wenigsten entwickelten Länder bei schockierenden 78,2 Prozent; das entspricht einem Drittel der städtischen Bevölkerung der Welt. Laut UN-Habitat leben prozentual gesehen die meisten Slumbewohner in Äthiopien (erstaunliche 99,4 Prozent der städtischen Bevölkerung) und im Tschad (ebenfalls 99,4 Prozent), gefolgt von Afghanistan (98,5 Prozent) und Nepal (92 Prozent) [...]. Es gibt wahrscheinlich mehr als 200 000 Slums auf der Erde, deren jeweilige Bevölkerungszahl von ein paar hundert bis zu mehr als einer Million Menschen reicht. Die fünf großen Metropolen Südasiens – Karatschi,

Mumbai, Delhi, Kalkutta und Dhaka – haben allein schon etwa 15 000 unterschiedliche Slumviertel mit einer Gesamtbevölkerung von über 20 Millionen.⁵

Wir haben es mit einem Trend zu tun, der sich auf der ganzen Welt ausbreitet und unsere Wahrnehmung sozialer Probleme radikal verändert. Entgegen der allgemeinen Überzeugung, wonach die Lebenserwartung im Westen dank des medizinischen und pharmakologischen Fortschritts gestiegen ist, vertreten Experten die Ansicht, dass diese Entwicklung in erster Linie dem Bau von Abwassersystemen geschuldet ist. Die effizientesten Waffen im Kampf gegen die Krankheiten sind Zisternen und die Kanalisation. Gleichzeitig ist die Ansammlung von Exkrementen an Orten ohne entsprechende Einrichtungen eines der größten urbanen Probleme auf der Welt. Zweieinhalb Milliarden Menschen ertrinken förmlich in ihrer eigenen Scheiße – ohne Zugang zu Kläranlagen, Kloaken, Abwasserkanälen oder Latrinen. Sie scheißen und pissen, wo sie können. Diese Situation wird in Städten wie Kinshasa, einem Zehnmillionenmoloch ohne irgendein Abwassersystem, geradezu dantesk. Fachleute schätzen, dass Menschen, die an Orten ohne sanitäre Einrichtungen leben, täglich zehn Gramm Fäkalien zu sich nehmen. Hierbei handelt es sich nicht einfach um ein ästhetisches Problem oder eine Frage des Komforts. Im letzten Jahrzehnt sind mehr Kinder an Durchfall gestorben als Menschen in sämtlichen Kriegen seit 1945.⁶

Die hyperverelendeten urbanen Räume – die Megaslums –

5 Mike Davis, *Planet der Slums*, aus dem Englischen von Ingrid Scherf, Berlin/Hamburg: Assoziation A: 2007 [2006], S. 28f., S. 30f.

6 Rose George, *The Big Necessity. The Unmentionable World of Human Waste and Why it Matters*, London: Portobello Books 2008.

sind das Kolonialproblem des 21. Jahrhunderts. Ebenso wie die viktorianischen Holocausts sind sie ein Nebeneffekt liberaler Politik. In den achtziger Jahren setzten die internationalen Wirtschaftsinstitutionen in der Dritten Welt eine Verarmungs- und Ungleichheitspolitik durch, deren globale Folgen wir erst allmählich zu begreifen beginnen. Austerität, Deindustrialisierung und die Privatisierung des Bildungs- und Gesundheitswesens sorgten – gemeinsam mit der Abschaffung von Lebensmittelsubventionen und dem Rückbau des öffentlichen Sektors – für eine radikale Zersetzung städtischer Strukturen, die bereits damals alles andere als solide waren. Zugleich förderte die neoliberale Politik die Landflucht, indem sie Agrarmultis unterstützte und Kleinbauern in den Bankrott trieb.

Die städtischen Elendsagglomerationen sind die Kehrseite des Kasinokapitalismus: ein Auffangbecken für jene Menschen, die aufgrund der wirtschaftlichen Entwicklung – der Technologisierung der Ökonomie und der zunehmenden Bedeutung von Spekulationsgeschäften – überflüssig geworden sind. Sie stellen Konfliktherde dar, deren Ausmaße wir noch nicht einmal erahnen. Es handelt sich hier nicht nur um eine ethische, wirtschaftliche oder politische Frage, sondern um ein Problem ökologischer Grenzen, die sich nicht beliebig immer weiter verschieben lassen. Es ist, als wollten die Herren der Welt die extremsten malthusischen Albträume Wirklichkeit werden lassen.

Das Auftauchen der Dritten Welt hat einen großen Einfluss auf die politischen Erwartungen westlicher Bürger gehabt. Die Existenz einer apokalyptischen Peripherie hat die Angst vor Veränderungen enorm verschärft. Das Gegenbild zum westlichen Liberalismus ist die Vorstellung totalitärer, stupider und irrationaler Menschenmassen. Tief in unseren Herzen

spüren wir, dass die Alternative zum fortgeschrittenen Kapitalismus nicht mehr die konservative Solidarität traditioneller Gemeinschaften ist, sondern ein infernalisches Kontinuum aus Armut, Korruption, Kriminalität, Fundamentalismus und Gewalt.

Wir haben es hier mit der ideologischen Übersetzung einer kognitiven Verzerrung zu tun, die von Psychologen auch als »Verlustaversion« bezeichnet wird. Ein bekanntes Experiment in diesem Zusammenhang besteht darin, mehreren Personen Gegenstände zu schenken und sie anschließend zu fragen, wie viel Geld sie bezahlen würden, um diese zu behalten. Einer anderen Gruppe werden die gleichen Gegenstände angeboten, die Teilnehmer werden jedoch gefragt, wie viel sie zahlen würden, um die Objekte zu kaufen. Normalerweise bezahlen Menschen mehr dafür, etwas behalten zu können, das ihnen bereits gehört – auch wenn sie es gerade erst geschenkt bekommen haben und ansonsten niemals gewollt hätten –, als dafür, diese Gegenstände neu zu erwerben. Das gilt auch dann, wenn es sich um ein und dasselbe Objekt handelt. Gemäß der Rational-Choice-Theorie ist dieses Verhalten absurd: Wir handeln unterschiedlich, obwohl die Situation, objektiv betrachtet, identisch ist.

Viele Bürger westlicher Demokratien würden sehr wenig dafür zahlen, um ein politisches System zu bekommen, das in einer tiefen Repräsentationskrise steckt und unter einem irrationalen, instabilen und ineffizienten ökonomischen Regime leidet. Dennoch glauben sie, dass der Preis dafür, dies alles zu verlieren, sehr hoch wäre. Tatsächlich mag einiges dafür sprechen, sich mit dem zufriedenzugeben, was man hat – zum Beispiel die unkalkulierbaren Kosten eines Übergangs zu einer alternativen Gesellschaft oder die Möglichkeit, dass diese Alternative sich als nicht realisierbar erweisen könnte. Aber

diese Frage stellen wir uns nicht einmal. Wir setzen Veränderung mit einem Verlust gleich, der uns in Angst und Schrecken versetzt, bevor wir überhaupt vor einer rationalen Wahl stehen. Wir verachten Konsumismus, politischen Populismus und die Finanzökonomie, halten sie aber gleichzeitig für das einzig denkbare Bollwerk gegenüber der Barbarei der Gegenwart. Wir haben panische Angst vor den Menschenmassen, weil die einzige uns bekannte Alternative zum liberalen Individualismus der Absturz in die Megaslums oder in den Fundamentalismus ist. Als gäbe es nichts zwischen dem Unternehmenssitz von Goldman Sachs und dem Elendsviertel Villa 31 in Buenos Aires.

Sobald das Ideal der Freiheit einmal in der Welt ist, kann niemand es stoppen, kein politisches Projekt sich ihm verschließen. Ein Bekannter, der in Spanien im antifranquistischen Widerstand aktiv war, beobachtete während eines Polizeiangriffs auf eine Studentendemonstration der sechziger Jahre, wie ein Freund den ihn prügelnden Polizisten zu besänftigen versuchte, indem er ausrief: »Ich will gar keine Freiheit! Ich will gar keine Freiheit!« Der Polizist misstraute der Aussage, wahrscheinlich aus gutem Grund, und schlug weiter brutal auf ihn ein. Wenn die Freiheit auf der politischen Bühne erscheint, kann niemand sich auf die Position zurückziehen, dass er lieber Knecht bleiben würde. Wir können uns höchstens selbst betrügen, indem wir uns die Unterwerfung als eine echtere Form der Freiheit schönreden.

Ebenso wenig lassen sich persönliche Abhängigkeitsverhältnisse rehabilitieren, wenn sie erst einmal in Misskredit geraten sind. Wir können, ähnlich wie Marx, gar nicht anders, als die positiven Aspekte der Zerstörung gemeinschaftlicher Verbindungen wertzuschätzen – selbst wenn diese uns schmerzt. Der schroffste und rassistischste Ausdruck dieser Soziopho-

bie ist die Angst vor der Barbareninvasion, die Furcht davor, ein Strom sozialer Totalität könne lawinenartig über unser exquisites und gepflegt individualistisches Leben hereinbrechen.

Die Populärkultur, die sich in der Hochphase des modernen Kolonialismus entwickelt hat, spiegelt diese Phobie mit einer Aufrichtigkeit wider, die uns heute einfältig, ja fast schon amüsant erscheint. Sven Lindqvist, ein schwedischer Essayist, hat faszinierende Beispiele aus den ersten Science-Fiction-Romanen zusammengestellt. Der sozialistische Schriftsteller Jack London veröffentlichte 1910 die Erzählung »The Unparalleled Invasion«. Dabei handelt es sich um einen futuristischen Bericht über die »gelbe Gefahr« und demografische Krisen. Das China der siebziger Jahre ist überbevölkert. Die »monströse Flut des Lebens« wird zu einer Bedrohung geologischen Ausmaßes. »Jetzt trat China über die Grenzen seines Imperiums – einfach, indem es sich mit der Gewissheit und der erschreckend langsamen Macht eines Gletschers über die angrenzenden Territorien ergoss.« Die elegante Lösung des Westens für dieses malthusianische Problem besteht darin, fünfhundert Millionen Menschen – sämtliche Bewohner Chinas – mit bakteriologischen Waffen zu vernichten und das entvölkerte Land im Rahmen eines tadellos vernünftigen und moderaten Wiederaufbaus neu zu erschließen. Völkermord im Dienst der Utopie. In *Die sechste Kolonne*, dem ersten Roman von Robert A. Heinlein, hat die Zeit für prophylaktische Maßnahmen nicht ausgereicht, und »die panasiatischen Horden haben«, so die Zusammenfassung Sven Lindqvists, »die USA überfallen. Das Problem besteht darin, 400 Millionen »gelber Affen« zu töten, ohne Menschen zu verletzen. Die intelligentesten Köpfe Nordamerikas verstecken sich in den Rocky Mountains und erfinden eine Strahlenwaffe, die mongo-